

Predigentwurf
zum
Weltgebetstag um geistliche Berufungen

– 22. April 2018 –

Die Sorge um geistliche Berufungen steht dieses Jahr besonders im kirchlichen Fokus. Natürlich handelt es sich nicht um eine neue Erkenntnis, dass zunehmend junge Leute fehlen, die Kirche in Zukunft aufbauen sollen und die doch bitter notwendig sind, wenn wir wollen, dass der katholische Glaube in unserem Land weiterhin Bestand hat. Es ist auch nicht so, dass wir erst jetzt bemerkt hätten, wie leer unsere Priesterseminare und wie bescheiden die Zahlen der Theologiestudentinnen und -studenten hierzulande sind. Diese Entwicklung beobachten wir schon seit längerer Zeit.

Der Grund, weshalb uns diese Sorge in diesem Jahr besonders bewusst wird, ist ein anderer: Papst Franziskus hat eine Bischofssynode zu diesem Thema einberufen. „Jugend, Glaube und Berufungsunterscheidung“: diese drei Aspekte sind es, denen sich die Bischöfe im Oktober widmen werden. Das klingt so sperrig, dass diese Überschrift einerseits beinahe als ein Arbeitstitel begriffen werden kann – und dass man es andererseits niemandem verübeln kann, wenn aus dem Konveniat der Bischöfe – zumindest in Deutschland – kurzerhand verbreitet eine „Jugendsynode“ gemacht wurde. Doch das ist definitiv eine Verkürzung dessen, was der Papst in den Mittelpunkt der Beratungen stellen will. Es geht ihm, daran lässt er keinen Zweifel, vor allem darum, junge Menschen zu befähigen, in einem geistlichen Sinn danach zu fragen, welcher Weg der Richtige für sie ist. Es ist die Frage nach der Berufung, die Gott einem jeden von uns zgedacht hat, und vor allem, wie unsere Antwort auf den Anruf Gottes aussieht.

Papst Franziskus verbindet die Herausforderung der Berufungsunterscheidung bewusst mit dem Hinweis auf den Glauben und dem Fokus auf die kirchliche Jugendarbeit, weil er darum weiß, dass dies nicht voneinander zu trennen ist. Denn wer würde schon danach fragen, welchen Weg Gott für einen bestimmt hat, der nicht selbst im Glauben tief verwurzelt ist? Wie aber sollen unsere Jugendlichen einen Zugang zum Glauben finden, wenn es nicht Erwachsene gibt, die sie begleiten und die mit ihnen den Glauben teilen? Schon im Römerbrief formuliert der Apostel Paulus: „Wie sollen sie nun den anrufen, an den sie nicht glauben? Wie sollen sie an den glauben, von dem sie nichts gehört haben? Wie sollen sie hören, wenn niemand verkündet?“ (Röm 10,14) Es leuchtet ein, dass es zunächst das Glaubenszeugnis des Einzelnen braucht, damit der Funke überspringen kann und junge wie ältere Menschen von der Flamme des Glaubens angesteckt werden können. Ohne diese Begeisterung für den Glauben wird es mutmaßlich niemanden geben, der bereit ist, selbst in den Dienst der Verkündigung zu treten.

Stellen wir diesen Überlegungen einige Beobachtungen zur aktuellen Situation unserer Kirche gegenüber. Wir hören von der Vorsynode, die vor einigen Wochen unter Beteiligung vieler Jugendlicher aus der ganzen Welt in Rom stattgefunden hat, dass es wichtig gewesen sei, über die „heißen Eisen“ zu diskutieren: Zölibat, die Rolle der Frau in der Kirche, Sexualität, Demokratisierung und Partizipation. Das verwundert kaum. Denn in der

allgemeinen Öffentlichkeit sind das die Themen, die diskutiert und besprochen werden. Zugleich sind damit ja auch Fragen verbunden, die die eigene Zukunftsgestaltung – gerade auch der jungen Menschen – betreffen.

So wie diese Fragen allerdings bisweilen – vor allem medial – vermittelt werden, ist eine Schlussfolgerung schnell bei der Hand, die am Wesentlichen vorbei zielt. Es entsteht leicht der Eindruck, dass es keine Probleme mehr dabei gäbe, junge Menschen für den Glauben und für Jesus Christus zu begeistern, wenn diese Themen erst einmal so geklärt wären, wie es der gängigen gesellschaftlichen Meinung entspricht.

Die Frage muss jedoch erlaubt sein, ob es derartige Themen sind, die als erstes und vor allem anderen bearbeitet werden müssen, wenn das eigentliche Ziel doch zunächst die Vertiefung des Glaubens sein müsste. Sind es wirklich solche Überlegungen, die mich im Gebet und in meiner persönlichen Beziehung zu Gott wachsen lassen? Oder sind nicht doch eher Fragen wie die folgenden zentral: „Wer ist Jesus Christus für mich? Was bedeutet er mir? Wie hat er mein Leben verändert?“

Wir haben uns daran gewöhnt, in unseren Gemeinden und in der Öffentlichkeit eher über die umstrittenen Themen zu diskutieren, während persönliche Glaubensfragen es oftmals eher schwer haben und lieber im „stillen Kämmerlein“ für sich selbst geklärt werden. Wir können – und da kommt es gar nicht auf den Inhalt an, der dabei vertreten wird – herzergreifend über den Zölibat und Diakoninnen diskutieren. Können wir aber genauso bewegend darüber sprechen, was uns das Gebet bedeutet und welchen Platz wir Jesus Christus in unserem Leben geben?

Meinen wir denn im Ernst, dass jemand einen Zugang zum Glauben an den dreifaltigen Gott findet, wenn wir kaum darüber sprechen, welche Hoffnung wir auf ihn setzen und weshalb wir uns im Gebet mit ihm verbinden? Denken wir stattdessen, dass jemand einen kirchlichen oder geistlichen Beruf ergreift, weil wir in der Kirche so leidenschaftlich über kontroverse Themen diskutieren?

Papst Franziskus will mit der diesjährigen Synode den Blick auf unsere Beziehung zu Jesus Christus lenken. Denn sie ist der Grund eines lebendigen und mit dem Leben verbundenen Glaubens und damit für jede geistliche Berufung. Er will unsere Kirche zum Wesentlichen hinführen: nämlich zu Jesus Christus, der für uns gestorben und auferstanden ist; zu unserer Beziehung zum dreifaltigen Gott, die sich im Gebet und in der Feier der Sakramente ausdrückt; und zur Art und Weise, wie wir unseren Glauben leben, wie wir uns den Bedürftigen zuwenden und damit dem Beispiel Jesu folgen. Die Synode ist damit auch im Sinne einer Gewissenserforschung für jeden und jede Einzelne von uns wie auch für unsere Pfarrgemeinden im Gesamten zu verstehen: Leben, sprechen und handeln wir von unserer Beziehung zu Jesus Christus her?

Das heißt ausdrücklich nicht, dass es Denk- und Sprechverbote zu kirchlich umstrittenen Themen geben darf – auch das macht Papst Franziskus deutlich, wenn er explizit nach der Meinung gerade auch der jungen Menschen fragt und sie zur Grundlage der synodalen Beratungen machen will. Selbstverständlich ist es immer auch wichtig zu bedenken, in welcher Weise unser Glaube Ausdruck findet und Gestalt bekommt. Doch führt dies letztlich

in eine unfruchtbare Diskussion, wenn wir nicht zuvor – und in weitaus größerem Umfang – darüber sprachfähig werden, was uns der Glaube bedeutet! Das ist es, was Petrus, wie wir es eben gehört haben, in der Apostelgeschichte bekennt: „Jesus ist *der Stein, der von den Bauleuten verworfen wurde, der aber zum Eckstein geworden ist*. Und in keinem anderen ist das Heil zu finden.“ (Apg 4,11f) Dies zu bekennen und darzulegen, ist der Beginn und die Grundlage eines jeden christlichen Lebens. Es ist zugleich der Beginn, um nach der eigenen Berufung zu fragen und sie zu leben zu wagen.

Am heutigen Gute-Hirte-Sonntag lohnt es zudem, noch ein wenig weiter darüber nachzudenken, was „Berufung“ tatsächlich bedeutet. Zu sehr haben wir uns hier an den Gedanken gewöhnt, dass „Berufung“ und „Glaube“ etwas ist, das mein Leben vor allem noch runder und noch schöner macht; dass es, wenn ich erst einmal meine Berufung lebe, wenn ich im Glauben beheimatet bin, nichts mehr geben kann, was wirklich schwierig sein könnte. Dieser Aspekt ist aber nur die eine Seite der Medaille.

„Ich bin der gute Hirt. Ich kenne die Meinen und die Meinen kennen mich.“ In dieser Aussage Jesu wird implizit deutlich, dass sich gelingendes Leben nur in der Verbindung und in der Nachahmung des „guten Hirten“ verwirklichen kann. Die Beziehung zwischen dem guten Hirten und den Seinen ist zentral: Wir spüren die tiefe Verbundenheit und das Vertrauen. Das ist etwas, das ich erstreben kann.

Und doch besteht die Gefahr, dass wir in diesen beziehungsstarken Worten einen wesentlichen Aspekt übersehen. Gleich zweimal wird es im heutigen Evangelium betont: Der „gute Hirt“ gibt sein Leben für die Seinen. Er ist bereit bis zur äußersten Hingabe. Und so beinhaltet die Nachfolge Jesu neben der Verheißung des „Lebens in Fülle“ (Joh 10,10) immer auch die Kreuzesnachfolge. Den Weg des Glaubens, den Weg der Berufung zu gehen, meint nicht nur, ein Leben zu führen, in dem alles leicht von der Hand geht, in dem ich „automatisch“ mit mir im Reinen bin und in eine immer tiefere Zufriedenheit hineingeführt werde. Auch das wird sich immer wieder erfüllen, wenn ich meiner Berufung gemäß lebe, weil ich dann das ergreife, was mir zutiefst entspricht.

Seiner Berufung zu folgen, meint aber auch ein Leben, das den Verzicht kennt, das von der Hingabe gekennzeichnet ist. Wer diesen Gedanken aus der Verkündigung ausspart, wer meint, ohne diese Bereitschaft zur Hingabe auszukommen, der ist nicht auf der Spur Jesu unterwegs. So befreiend und beglückend es ist, die eigene Berufung zu finden und zu leben, so sehr wir für diesen Weg von Gott her auch Kraft bekommen und gestärkt werden: es ist nicht nur ein Honigschlecken. Schon die Schicksale der Propheten des Alten Bundes geben uns davon Zeugnis. In herausragender Weise wird dies am Leben Jesu und dann auch seiner Jünger sichtbar.

All das klingt vielleicht wie eine Zumutung für unsere heutigen Ohren. Doch es bleibt dabei: Der Weg Jesu, er führt zum Heil – aber eben nicht an Leid und Tod vorbei, sondern durch Leid und Tod hindurch; nicht ohne Hingabe und Verletzlichkeit, die aus Liebe entsteht, sondern gerade durch die Bereitschaft zur liebenden Hingabe, zu einem Leben für andere, das sein Fundament in der Beziehung zu Gott und seine Orientierung am Vorbild und an der Lehre Jesu Christi findet.

Diesen Weg will uns Papst Franziskus in diesem Jahr in besonderer Weise aufzeigen. Er ist der Weg all jener, die bereit sind, Jesus Christus nachzufolgen: im Hirtendienst oder im Hören und im Befolgen seiner Worte.

Michael Maas, Freiburg